

18.11.2006, 02:05 Uhr

Kein reines Ich

Wie Descartes in einem Brief an Elisabeth von Böhmen die Physiologie mit der Dichtkunst verband

18.11.2006, 02:05 Uhr

Bei Descartes steht die Dichtung noch ganz selbstverständlich in physiologischen Zusammenhängen. Mit der Zirbeldrüse hat er gar ein Organ benannt, das beim Versemachen von Bedeutung ist.

In einem Brief an die Prinzessin Elisabeth von Böhmen, datiert auf den 22. Februar 1649, lässt der Philosoph Descartes eine Bemerkung über die Dichtkunst fallen, die in vieler Hinsicht Interesse verdient. «Und ich glaube, diese Laune, Verse zu machen, kommt von einer starken Erregung der Tiergeister, welche die Einbindung derer, die kein gut gefügtes Gehirn haben, völlig durcheinanderbringen könnte, die Kräftigeren aber lediglich ein wenig mehr erhitzt und sie der Poesie geneigt macht.» Erstaunliche Worte für einen Philosophen: Es lohnt sich, sie sich einzeln vorzunehmen und ein wenig bei dieser Passage, die, wie immer bei Descartes, einen ganzen Gedankengang enthält, zu verweilen.

...

Um es gleich vorwegzunehmen: Ich sehe darin eines der wichtigsten Dokumente auf dem Wege zu einer anthropologisch fundierten Poetik. Es ist ein Wink aus früher Neuzeit, der im Kern bereits eine ganze Theorie zur Intuition aus hirnpfysiologischer Sicht enthält. Die Adressatin sollte getröstet werden, Descartes schreibt ihr als einfühlsamer Berater. Immerhin war sie nicht irgendwer, sondern eine treue Anhängerin seiner Philosophie und eine der klügsten Frauen ihrer Zeit. Ihr, der ältesten Tochter des glücklosen Winterkönigs Friedrich von Böhmen, die seit dem Thronverlust des Vaters im holländischen Exil lebte, ist eins seiner Hauptwerke gewidmet, die «Prinzipien der Philosophie» von 1644. Seit ihrer ersten Begegnung in Den Haag - sie war damals 24 Jahre alt und er 47 - war sie einer der wichtigsten Dialogpartner für ihn. Ihr Urteil zählte, ihr jungfräulicher Skeptizismus stellte seinen Verstand mehr als einmal auf harte Proben. Die Korrespondenz der beiden ist ein schönes Denkmal für das neue Geschlechterverhältnis in der freien Republik der Geister, schon darum, weil sie den Denker in der Rolle des Edelmanns zeigt. Durch die Rüstung der Logik schimmert eine Courtoisie, die uns die Intelligenzbestie menschlich näher bringt. Fast schon freizügig zu nennen ist etwa das Kompliment, das er ihr auf dem Widmungsblatt macht: «. . . einer jugendlichen Fürstin, die durch Gestalt und Alter nicht an die gelehrte Minerva oder an eine

der Musen, sondern vielmehr an die Grazien erinnert.»

INKLINATION

Nun war sie krank gewesen und hatte, ans Bett gefesselt, zu ihrer Zerstreuung Gedichte geschrieben. Der Philosoph, ganz Kavalier, bestätigt ihr das Naheliegende solchen Tuns und verweist auf Sokrates, der es in seiner Haftzeit im Athener Gefängnis nicht anders gehalten habe. Vom Versemacher ist die Rede, der Begriff Inklination blitzt auf, er bezeichnet einen gewissen Hang, eine Neigung. Ein ganzes Spektrum naturwissenschaftlicher Bezüge zeigt sich da: von der Geometrie der Kegelschnitte über die Planetenbahnen der Astronomen bis zur Kunst der geographischen Vermessung, die sich dem Erdmagnetismus verdankt, der Abweichung der zitternden Nadel von der Waagerechten: Inklination also. Auch der Geist, soll das heissen, muss in einem bestimmten Neigungswinkel zur gewöhnlichen Alltagsbahn stehen, sei es krankheitsbedingt, aus Euphorie oder Melancholie. Er muss in Stimmung sein, gehoben oder gedrückt, je nachdem, der Körper ein wenig niedergebeugt, etwa so wie auf Dürers Kupferstich des grüblerischen Engels, erst dann kommt der Organismus schöpferisch in Schwung.

Die Langeweile des von der Gewohnheit anästhesierten Lebens muss unterbrochen sein - durch irgendeine Erschütterung, und sei sie noch so klein, damit die Zeilen zu fliessen beginnen. Man kann Gedichte nicht auf Bestellung schreiben. Der Philosoph spricht in diesem Zusammenhang von einer Laune, aber er meint nicht die caprice des neckischen Köpfchens, das seine Einfälle hat, sondern humeur, was dem Franzosen so viel wie Gemütsart bedeutete, eine spezifische Stimmung, nicht zu verwechseln mit Humor, dieser gutmütigen, braven Spielart des Geistes. Descartes unterscheidet wie immer genau; und unterscheiden, die Dinge begrifflich zerschneiden war, in gut aristotelischer Tradition, die tägliche Hauptarbeit dieses Denkers. In den «Passions de l'âme», seinem letzten noch zu Lebzeiten veröffentlichten Werk, klassifiziert er sechs ursprüngliche Leidenschaften der Seele (Verwunderung, Liebe, Hass, Begehren, Freude und Traurigkeit), die, multipliziert und dividiert, Dutzende Unterarten ergeben. So deduziert er die Tugenden und die Triebe, Neid und Edelmut, den Ekel, die Scham und die Reue als Resultat einer Kreuzung in fortschreitender Kombinatorik. Er definiert die Freude, klärt uns über den Ursprung der Tränen auf - Dämpfe, die von den Augen ausgeschieden werden, analog zu den Dünsten, die als Schweiß aus der Haut austreten. Über das Zittern sagt er, es habe zwei Ursachen, «die eine besteht darin, dass gelegentlich zu wenig Lebensgeister vom Hirn in die Nerven gelangen; die andere, dass es manchmal auch zu viele davon gibt, um richtig die kleinen Durchgänge der Muskeln zu schliessen».

Mit einem Schlag überbietet er alle bisherigen Psychologien und krönt sie mit einer dynamischen Theorie der Affekte. Auch hier ist es Physik, die den

Empfindungen eine solide Basis verleiht, und dies seltsamerweise im Zeitalter der metaphysical poetry eines Milton, Marvell oder John Donne. Leib und Seele erscheinen durch ein Röhrensystem verklammert, das an die Glaskolben und Kühlschlangen der Alchemistenlabore erinnert. In Gang gehalten wird dieser Destillationsapparat aus Fleisch und Blut durch die Affekte. Von ihnen ist auszugehen, will man Descartes' kleine Theorie vom Versemachen verstehen.

ZIRBELDRÜSE

Auslösende Kraft ist die Erregung sogenannter Tiergeister (esprits animaux). Diese wunderbar spukhaften Vitalgeister sind eine Erfindung der Ärzte jener Zeit, brauchbar für jede Diagnose, vom schleichenden Fieber bis zur Schlaflosigkeit. Zumindest in dieser Form, als teuflisch umtriebige Wesen, die mit Besessenheit den Körper durchheilen, kommen sie erst wieder bei den Romantikern vor. Descartes versteht darunter eine gasförmige Absonderung des Blutes, vom Herzen ausgehend, über den Blutkreislauf zirkulierend, und wie alle Gase und Dämpfe aufwärtssteigend. In der Zirbeldrüse, einem kleinen Spezialorgan innerhalb des Gehirns, das wie ein Zerstäuber funktioniert, werden sie dann in sämtliche Hirnkammern versprüht. Doch halt, bevor alles lacht: Man bedenke, dass Descartes, ein fleissiger Anatom, das Organ selbst unterm Seziermesser hatte. Das Kuriosum verschwindet, wenn man an seiner Stelle eine Kombination von Hippocampus und Thalamus annimmt. Dann wird aus der drolligen Zwiebelknolle die graue Kernmasse des Zwischenhirns mitsamt dem munteren Seepferdchen, ein Teil des limbischen Systems also, das für Erinnerung, Lernvorgänge und Emotionen zuständig ist.

«Meine Herren, anstatt Ihnen zu versprechen, ich könne Ihre Neugier über die Anatomie des Gehirns befriedigen, lege ich hiermit das Bekenntnis ab, dass dies ein Gegenstand ist, über den ich absolut nichts weiss.» Diese Worte, sie stammen von dem dänischen Anatomen Nicolaus Steno (1638-1686), hätte auch Descartes sprechen müssen, doch glaubte er, schon den Durchblick zu haben, wenn er in seiner Abhandlung «De homine» (Vom Menschen) die Gehirnmaschine erläutert und inmitten dieser speziell jene Drüse. Bei den Tiergeistern handelt es sich um die subtileren Teile des Blutes, winzige Materieteilchen - «wie die Teile der Flamme, die einer Fackel entsprühen», sagt er -, von denen einige in die Zwischenräume des Hirns, andere in die Nerven und von da in die Muskeln gelangen und derart Reflexion, Reaktion und Bewegung auslösen, wenn auch in umgekehrter Reihenfolge.

...

Für Descartes indes ist die Sache noch nicht beendet. Sind die Lebensgeister erst einmal am Ziel, können sie dort Gutes wie Schlechtes bewirken, ganz wie es sich für dienstbare Geister gehört. Es braucht nun ein gut gefügtes Gehirn (le cerveau

bien rassis), um den Aufruhr im Kopf auszuhalten. Wie es das typische Kältezittern gibt, bewirkt von Furcht oder Trauer, so auch das hitzige Zittern, erregt von brennendem Zorn, beides gleichermaßen schädlich. An dieser Stelle kommt die Unterscheidung zwischen labilen und stabilen Gemütern ins Spiel. Was den einen verwirrt und herunterzieht, dieselbe lebhaftere Vorstellungskraft, beflügelt den anderen und macht ihn für die Poesie empfänglich (*disposer à la poésie*). So betrachtet, löst sich die Problematik des Lyrischen, lange vor Dichtern wie Mallarmé oder Benn, auf in die uralte Dialektik von Rausch und Kalkül. Dichtung kann Droge sein und Heilmittel zugleich. Wer ihrer Suggestion standhält, indem er die Lebensgeister wohl temperiert, gehört zur schmalen Elite derer, die man seit Sappho die Dichter nennt, unabhängig von Herkunft oder Geschlecht. «Und ich fasse diese Aufwallung als ein Zeichen eines Geistes auf, der stärker und erhabener als der Durchschnitt ist.»

Ein grosses Wort, fürwahr. Der Verfasser weiss, wen er vor sich hat - seinen kritischen Engel. Er wendet sich an eine Frau, die ihn durchdringend studiert hat. Tatsächlich beruht ihr ganzer Briefwechsel auf einer Lücke im System, einer Schwachstelle, die Elisabeth früh aufgespürt hat. Descartes' grosser Coup, unvergessen und unverzeihlich, war bekanntlich die Entdeckung, dass die Seele etwas anderes als der Körper ist. Der Gedanke taucht erst in den «Meditationen über die erste Philosophie» von 1641 auf. Er ist sein Beitrag zur Lösung des Unsterblichkeitsproblems, mit dem die Philosophen sich seit Jahrhunderten herumschlugen. Anfangs war es kaum mehr als ein Glied in einer langen Beweiskette, an deren Ende die Existenz Gottes erstrahlte. Doch später wurde daraus das gewaltige Orgelrauschen, jene Theorie, in der die Welt in zwei Substanzen zerbrochen wurde: die *res extensa* (das Ausgedehnte, die Aussenwelt) und die *res cogitans* (Geist und Innenwelt). Wollte man, dass die Seele nach dem Tod nicht mit dem Leib zugrunde ging, mussten beide für alle Zeiten separiert werden. Dies war der Fels, auf dem man die Religion neu begründen konnte, ein quasiwissenschaftlicher Rettungsversuch. Und nun Elisabeths unschuldiger Einwand. Wie kann, fragt sie, die Seele, etwas Immaterielles, auf einen Körper einwirken, der ausgedehnt ist und materiell?

Descartes wird ihr die Antwort schuldig bleiben. Er vertröstet sie auf seine «Physik», ein Werk, das als solches nie geschrieben wird. Sein Versuch, sich unter Hinweis auf die Schwerkraft, die qualitativ den Körpern eigne, aus der Affäre zu ziehen, scheitert an ihrer Wachsamkeit. Er hat nur den Begriff der Schwerkraft, von einer mathematischen Lösung, wie sie Newton mit seinen Gesetzen gelingt, ist er weit entfernt. Insofern bleibt sein berühmtes Leib-Seele-Theorem ein fauler, unfreiwilliger Dualismus. Am Ende hat er tatsächlich nichts anzubieten als jene Lebensgeister, etwas bewegend Bewegtes also - der vollendete Zirkelschluss. Und dennoch ist es ein Anfang.

Wozu diese uralten Theorien? Alles abgestanden, alles längst überwunden, könnte man sagen, wo führt das hin? Nun, es führt nirgendwo hin als in die Literatur. Die Frage, die sich hier andeutet, ist die nach dem Zusammenhang der cartesischen Revolution mit den Paradoxien und Aporien der Poesie. Nimmt man Kopernikus als Begründer des heliozentrischen Weltbilds, so ist Descartes derjenige, der als Erster den Gegenpol sah; das weltkonstruierende Ich. Wenn jener die Sonne, ein für allemal, in den Weltmittelpunkt setzt, bringt dieser das cogito (ich denke) ins Spiel als eine Art beweglichen Fokus - den Geist als Brennpunkt des Universums. Meine Frage ist nun: Was will man eigentlich sagen, wenn man vom lyrischen Ich spricht? Oder anders: Geht von Descartes womöglich ein Impuls aus, ohne den auch das Ich des Lyrikers nicht mehr denkbar ist?

CARTESISCHE INTROSPEKTION

Es gibt einen Ausspruch des russischen Dichters Ossip Mandelstam, der etwas Elektrisierendes hat. Er findet sich in den Notizen zu seinem Essay «Gespräch über Dante» aus dem Jahr 1933, wo es um die Metapherntechnik des Autors der «Göttlichen Komödie» geht, es heisst da: «Ich vergleiche, also bin ich, hätte Dante sagen können. Er war der Descartes der Metapher. Denn für unser Bewusstsein (und wo ein anderes hernehmen?) offenbart sich die Materie nur über die Metapher, es gibt kein Sein ausserhalb des Vergleichs, denn das Sein selber ist der Vergleich.» Gewiss, es geht Mandelstam ausschliesslich um das Prinzip Bildlichkeit, darum, wie Poesie mit Hilfe von Bildern (er nennt sie «Instrumente in der Metamorphose gekreuzter poetischer Sprache») Natur weniger abbildet als inszeniert, wobei Dante als der Befreier aus einer starren, vorgefertigten Bildlichkeit auftritt. Oder anders gesagt: Es ist Dante, bei dem die Bilder laufen lernen und Metaphern zu Variablen werden einer lyrischen Ontologie. Entscheidend ist hierbei das Wort Vergleich.

Der kühne Verweis aber fördert, meine ich, auch noch anderes zutage; er lässt sich, mit dem grössten Erkenntnisgewinn, spielend umkehren. Auf den Kopf gestellt, müsste er lauten: Wenn Dante der Descartes der Metapher war, dann war Descartes - der Dante der Einbildungskraft. Als Philosoph, der seine Erkenntnismethode radikal auf Selbstbeobachtung gründet, geht er wie jeder gute Dichter zu Werke. Bei ihm sagt das Denken zum ersten Mal ich. Der Geist spielt fortan mit eigenen Regeln, Intellekt und Imagination stehen einander nicht länger im Wege. Ganz unpassend ist insofern die Schmähung, mit der ein Lyriker wie Gottfried Benn den französischen Philosophen bedachte. Vom Intellektualverbrecher sprach er und wiederholte damit doch nur das billigste Vorurteil. Die eigentliche Pointe war ihm entgangen: Dass der Weg ins Reich der Naturwissenschaften über Traumpfade führte. Dass der Methodenlehre, diesem allzu zerebralen Theoriemonstrum, die poésie pure der cartesischen Introspektion vorausging. Was Mandelstam für die Dichtung Dantes in

Anspruch nahm, gilt erst recht für eine Philosophie à la Descartes. Sie ist kein Teil der Natur - «vielmehr siedelt sie sich mit einer überwältigenden Unabhängigkeit in einem neuen, ausserräumlichen Aktionsfeld an, wo sie die Natur nicht nacherzählt, sondern spielend inszeniert mit Hilfe jener Instrumente, die umgangssprachlich Bilder heissen». Ich behaupte, man hat im 17. Jahrhundert, auf Descartes' Schreibpult gezeichnet, das neue Dreieck schon sehen können, die Figur, die sich aus der Verbindung von Philosophie, Anthropologie und Dichtung ergab.

Der Lyriker Durs Grünbein hält auf Einladung des Literaturpodiums der Stadt Zürich sowie des Deutschen Seminars der Universität Zürich die diesjährigen Zürcher Poetikvorlesungen. Der vorliegende Text ist ein Auszug aus seiner ersten Vorlesung vom 9. November; die zweite Vorlesung findet am 23. November, die dritte und letzte am 30. November statt. (Literaturhaus, Zürich, jeweils 20 Uhr)

COPYRIGHT © NEUE ZÜRCHER ZEITUNG AG - ALLE RECHTE VORBEHALTEN. EINE WEITERVERARBEITUNG, WIEDERVERÖFFENTLICHUNG ODER DAUERHAFTE SPEICHERUNG ZU GEWERBLICHEN ODER ANDEREN ZWECKEN OHNE VORHERIGE AUSDRÜCKLICHE ERLAUBNIS VON NEUE ZÜRCHER ZEITUNG IST NICHT GESTATTET.